



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Die Mark Brandenburg in Farbenphotographie

Goerke, Franz

Berlin, 1913

Otto Monke: Die Märkische Landschaft

[urn:nbn:de:hbz:466:1-54012](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-54012)



Die märkische Landschaft.

Von Otto Monke.

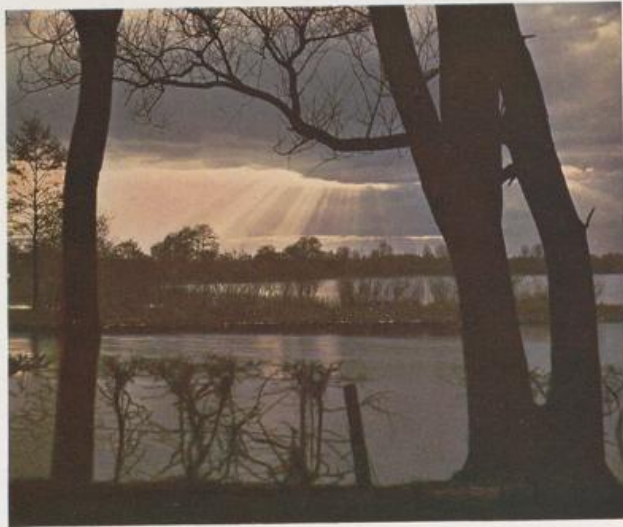
In den völkercheidenden Marken an der Elbe wurde vor tausend Jahren der Kristallisationspunkt für die Entwicklung aller wirtschaftlichen, geistigen und nationalen Kräfte geschaffen, die das neue deutsche Reich heut zusammenfaßt. Geschlechter sind gekommen und gegangen, und unsägliche Arbeit ist geleistet worden, bis aus dem schützenden Grenzlande der Mark nach und nach das Herz und das Mark deutschen Lebens wurde. Dieser geschichtliche Vorgang findet sein Spiegelbild und teilweise auch seine Voraussetzung in den natürlichen Verhältnissen des Bodens, der wie alles, was ist und was wird, seine Entwicklungsgeschichte hat. Doch sind tausend Jahre dabei „wie der Tag, der gestern vergangen ist und wie eine Nachtwache“. —

Wie auf märkischer Erde die verschiedensten Völker auf einander stießen und ihre Kräfte maßen, so haben auch die geologischen Kräfte, die in den Nachbarländern tätig waren, auf allen Seiten die politischen Grenzen überschritten, sich hier allmählich ausgeglichen und dabei die Grundformen unseres Bodens gestaltet. Dieselben tektonischen Gewalten im Innern der Erde, die im Norden den skandinavischen Gebirgsstock emporhoben, ebneten sich nach Süden aus und schufen in der Mark den nördlichen Höhenzug zwischen Elbe und Weichsel; in gleicher Weise entstand im Süden und Südwesten vor den deutschen Mittelgebirgen durch andere Kräfte die Bodenwelle, der zum Beispiel der Fläming angehört, und in die so gebildete Mulde schoben sich die letzten Ausläufer des osteuropäischen Tafellandes, die sich ebenfalls mehr und mehr abflachten und in kleinere Horste zerklüfteten. Und wie die Mark mehrfach fremdes Volkstum aufnahm und verschmolz, so ist auch der Boden, die heimatliche Erde selbst, an die uns das teuerste der Bande mit tausend Fäden kettet, ein Geschenk des Auslandes, ein Produkt der Eiszeit. So weitet die Betrachtung der märkischen Landschaft den Blick, und ein wunderbares Spiel des Zufalls hat es gefügt, daß gerade von der Beobachtung märkischer Gesteine in Rüdersdorf die für die Geologie der norddeutschen Tiefebene so bedeutsame Inlandeistheorie ihren Ausgang nahm. Da in der Mark die verschiedenen erdbildenden Kräfte zum Ausgleich gelangten, gibt es trotz des dadurch bedingten Formenreichtums nirgends unvermittelte Gegensätze, aber auch wenig Einförmigkeit. Die unvergleichliche Harmonie der lebensfrischen Bilder mit ihren abgetönten Formen und Farben ist eine Eigenart der märkischen Landschaft. Sie verlangt freilich ein feineres Auge als die massive Wucht der Alpenlandschaft mit ihren oft erdrückenden harten Felsenmassen, den Altersrunzeln der

Erde, wirkt aber dafür auch tiefer und nachhaltiger auf das Gemüt. Auch landschaftliche Reize lösen poetisches Empfinden und dichterische Schaffenskraft aus; darum weilt die Sage am liebsten an reizvollen Punkten, und nirgends hat sie ihre Gaben in so verschwenderischer Fülle ausgestreut wie in der Mark. Das volle Verständnis und die rechte Würdigung der malerischen Schönheiten unserer Heimat mußten jedoch einer Zeit mit entwickeltem künstlerischen Empfinden vorbehalten bleiben, und daher bedarf die unsere gerade dieser Brücke zur Natur, zur heimatischen Natur, die unschätzbare Gemütswerte und einen unerschöpflichen Quell der Erfrischung und Stärke in sich birgt, ohne die Körper und Geist im Kampf um die Güter der Erde schließlich erschlaffen. Antäus gewann durch Berührung mit der Mutter Erde immer wieder neue Kraft und unterlag erst, als er den Boden unter den Füßen verlor. Das Bild enthält für uns die ernste Mahnung, die Werte, welche die märkische Heimat umschließt, zu schätzen, vor allem aber, sie kennen zu lernen.

*
*
*

Gleichsam als Aussichtspunkte hat Mutter Natur zahlreiche Höhenzüge und Hügel aufgerichtet, die reizvolle Fernsichten erschließen, und schon unsere Vorfahren ahnten, daß mit dem Blick auch das Herz sich öffnet und weitet. Bereits die Wenden errichteten ihrem Triglaß einen Tempel auf dem Harlunger Berge bei Brandenburg; die Christen ersetzten ihn durch eine Marienkirche, und die Neuzeit führte ein Kriegerdenkmal auf, von dessen Turmzinne aus der Beschauer ein gar liebliches Bild der Altstadt des Havellandes und ihrer schönen Umgebung genießt. Die märkischen Aussichtstürme, die dem geologischen Unterbau, zuweilen auch wohl gleichzeitig der Kasse der Erbauer etwas aufhelfen sollen, fügen sich dem Landschaftsbilde selten harmonisch ein, und ebenso unharmonisch ist das Empfinden dessen, der losgelöst vom festen Boden, dort oben über der Landschaft schwebt. Genußreicher ist zum Beispiel der Blick über eine echt havelländische Landschaft vom Kirchberg bei Nedlitz, der einst eine Bergkapelle trug. Sie soll zum Andenken an den Sieg Albrechts des Bären über die Wenden errichtet worden sein, gehörte also einer Zeit an, in der man begann, märkische Berge mit Kapellen zu krönen. Das war ein recht glücklicher Gedanke. Die Architekten in der zweiten Hälfte des Mittelalters, deren Großzügigkeit auch sonst vielfach zum Ausdruck kommt, bewiesen damit, daß sie einen Blick für landschaftliche Schönheit einerseits wie für die malerische Wirkung ihrer Werke andererseits besaßen. Auch die Prenzlauer Marienkirche beherrscht nicht nur das Stadtbild, sondern auch meilenweit die Umgebung. Die letzte märkische Bergkapelle, die bei Blankensee, wurde erst 1909 zerstört. Den eindrucksvollsten Fernblick über Wälder, Höhen und Täler gewährt der Gipfel des „märkischen Rigi“, des Solm bei Luckenwalde, auf dessen 178 Meter hoher Kuppe die Mönche von Zinna 1435 eine Marienkapelle erbauten. Manchem frommen Beter, der zum wundertätigen Muttergottesbilde emporstieg, mag sich da der Sinn der Worte erschlossen haben: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt!“ Die Kapelle ist bis auf geringe Mauerreste verschwunden; aber die wenigen Wanderer, die heute einen Aufstieg unternehmen, erhalten dort noch immer „Lohn, der



Stimmungsbild „Am Teglersee“.

reichlich lohnet“, tiefe unvergessliche Eindrücke und mannigfache Anregungen. Das Auge überblickt die im Norden vorgelagerten ostwestlich streichenden Dünenzüge, die uns daran erinnern, daß unmittelbar nach der Eiszeit ein Wüstenklima bestand und die vorherrschenden Ostwinde den damals unbedeckten Sand so formten, wie er noch heute lagert. Die alten Zisterzienser bekundeten durch die Wahl gerade dieses Punktes ein feines Verständnis für landschaftliche Reize; auch ihre Klöster erbauten sie gewiß nicht unabsichtlich in Geländen, die nur ausgesprochene Naturfreunde wählen konnten. Weniger lohnend ist der Besuch des höchsten märkischen Berges, des Rückenberges bei Sorau (233 Meter), schwierig aber die Besteigung des umwaldeten Wehlaberges bei Wendisch-Buchholz, der einen Überblick über das eigenartigste märkische Waldgelände, den Lübbener Brand, gestattet. Hier liegen zwischen Dahme und Spree die denkbar schroffsten Gegenätze unmittelbar nebeneinander, die dürrste Kiefernheide und das wasserreichste Gelände der Mark, das Erlbruch des Unterspreewaldes, und während die Wellen der großen geschichtlichen Ereignisse der ersten Kaiserzeit das spreewälderische Schlepzig in ihre Kreise ziehen, sitzt an der verödeten Lübbener Heerstraße im Brand die graue Sage einsam am Wege und spinnt und spinnt. Sie webt ihre schimmernden Fäden über den Stätten, wo einst die „Totenschenke“ neben der Paul Gerhard-Rüfter und bei den verwilderten Obstbäumen das einsame Wirtshaus „Zum hungrigen Wolf“ standen. Mühsam hält die graue Flechte die über den dünnen Boden kriecht, die Sandkörner zusammen, und legt hüpfen die kleinen Weihnachtsbäume über die verlassene Straße. Wenn die Sommerform heiß über der unermesslichen grünen Wüste brüht, wenn der linde Hauch des Windes sacht durch die Föhrenwipfel zieht und ein leises Stöhnen durch die Lüfte geht, wie es nur die märkische Kiefernheide kennt, oder

wenn am nächtlichen Himmel die ewigen Sterne blühen, dann erst offenbart sich dir mit dem Schauer der Verlassenheit auch der ganze Zauber der märkischen Heide und die Majestät des schweigenden Waldes. Niemand kann sich der Wirkung dieser Poesie der Einöde entziehen, deren unendlicher Ruhe nur die Totenstille drüben im Spreewald an der Wussegk oder unter dem Erlendach bei Moldenhauers Hütte gleichkommt. Ein Bild von so eigenartiger Schönheit, wie es der Unterspreewald an einem sonnigen Herbsttage hier bietet, hat vielleicht kein Land der Erde aufzuweisen. Im klarsten Wasser spiegeln sich die schlanken Erlen; lautlos gleitet der Rahn über die blanke Fläche; fast glaubst du das fallende Blatt zu hören, das gaukelnd zum Wasserpiegel niederschwebt. Du vernimmst nur das Ticken der Uhr, sonst nichts! Überall Totenstille!

„Es ist so still, daß ich sie höre
Die tiefe Stille der Natur!“

So ist alles hüben und drüben auf denselben Ton abgestimmt. Das ist märkisch! Häufiger als der Wehlaberg und seine Umgebung wird der zweihundert Meter hohe Hagelberg bei Belzig besucht, da hier neben großartigen landschaftlichen Reizen, die der Blick über die wundervolle Brandtsche Heide im Südosten gewährt, noch bedeutungsvolle geschichtliche Erinnerungen mitsprechen.

Alle diese herrlichen Aussichtspunkte, neben denen noch hundert andere genannt werden könnten, enthüllen jedoch nur die Schönheit der märkischen Landschaft in großen Zügen; die feineren malerischen Reize, zum Beispiel die der Gewässer, wollen in unmittelbarer Nähe genossen werden. Eine Ausnahme davon machen die großen Ströme, von denen die Elbe die Heimat nur streift, aber doch namentlich zur Zeit des Hochwassers im Grenzgebiet zwischen Havelberg und Lenzen oft imposante Wassermassen aufstaut. Das Bild der Oder deutet schon auf der Karte durch den mehrfachen Richtungswechsel des Laufes auf die wechselnden Landschaftsbilder hin, die besonders malerisch beim Eintritt in das „märkische Rheinland“ zwischen Eschierzig und dem schlesischen Bordeaux „Grüneberg“ sind. Im Frühling, wenn dort oben Kirsche und Apfel blühen, und im Herbst, wenn auf den rebenbekränzten Höhen die Traube reift, herrscht dort fröhliches Treiben und mit dem Nebenfaß wetteifert die Schönheit der Natur in ihrer berausenden Macht. Langsam und friedlich fließen die Wasser der Oder in weitem Bogen durch das liebliche Tal und lassen nicht ahnen, mit



Wald aus dem Berliner Tiergarten.

wie ungestümeer Kraft die eisenden Wogen in der Winternacht die Eisschollen gegen die Pfeiler der Frankfurter Brücke werfen, wie einst die alte Holzbrücke zitterte und bebte! Majestätisch zieht der Strom in gewaltiger Breite am freundlichen Schwedt vorüber, und über das westliche Bett spannt sich die schönste Brücke der Mark. Wer wissen will, wie malerisch ein Stadtbild, ein Strom und waldbekränzte Ufer wirken können, stelle sich auf dieses alternde Holzgerüst, das in seiner Bescheidenheit dem Landschaftsbilde sich harmonisch einfügt, und schaue nach Westen, nach Osten, nach Süden und nach Norden, wo über dem Strom in blauer Ferne die Häuser von Nipperwiese erscheinen. Die Stadt bangt sich um die Erhaltung der Brücke, ihres vornehmsten Wahrzeichens. Mit ihm würde auch ein zweiter Stein aus der Krone gebrochen werden; denn wenn man die Brücke durch den geplanten Damm ersetzte, müßte der alte Oderarm versumpfen und verlanden. Wie ein Brückenbau dem Landschaftsbilde geschmackvoll sich einfügt, weiß am besten, wer die alte Glienicker Brücke bei Potsdam kannte, die leider einem plumpen Eisenskelett weichen mußte. Die Havel mit ihren schönen Ufern und prächtigen Inseln zu schildern, ist ein überflüssiges Bemühen; ihre Schönheiten sind bekannt wie die der unteren Spree. Weniger Beachtung finden jedoch die zahlreichen Bäche und Fließe. Die liebliche Briesse erfreut sich zwar in ihrem Unterlauf bei Birkenwerder der Gunst der Ausflügler; höhere Reize liegen aber im Oberlauf, vor allem an der „Steinernen Brücke“ in der Nähe des ehemaligen Teufelssees, wo die Sage allerlei Lustiges und Trauriges meldet, vom Teufel, der spazieren fuhr und vom „Toten Mann“ in der nahen Kiefernheide. Von den Quellflüssen der „schönen Unbekannten“, der munteren Finow, die durch ein breites, von allerlei Buschwerk umsäumtes Wiesengelände in zahlreichen Windungen dem veralteten Finowkanal zueilt, ist das Hellmühlensfließ das schönste. Es tritt nördlich der ehemaligen Hellmühle in eine wenig bekannte wildromantische Buchenschlucht. Diese „märkische Klamm“ gehört neben dem berühmten Buckower Sophienfließ und dem Nonnenfließ bei Eberswalde zu den größten Sehenswürdigkeiten unserer Heimat.

Das Nonnenfließ ist zwar in seinem Oberlaufe ein fröhlicher Mühlbach, kam aber auch da seine ureigene Natur, den Hang zum Schönen und Romantischen, nicht ganz verleugnen; sie macht sich in den hübschen Mühlteichen bemerkbar, kommt aber erst da zur vollen Geltung, wo das Fließ in den Wald tritt und nun seinen eigentlichen Namen führt. Es erhielt ihn, weil die Ländereien des ehemaligen Klosters Friedland bis in diese Gegend reichten, und deshalb entstand auch wohl die Sage, am „Liesenkriüz“ sei ein Kloster versunken und eine der drei Nonnen, die gerettet wurden, die Liese, habe dort ein Holzkreuz eingepflanzt und täglich an geweihter Stätte ihre Andacht verrichtet. Und in der Tat wäre kaum ein anderer Ort dafür so geeignet gewesen wie dieser. Auf drei Seiten umspült der murmelnde Bach das trauliche Plätzchen; hoch steigen riesige Buchen hüben und drüben die steilen Talwände hinauf, und in wogenden Wipfeln singen die Waldvögel ihre alten Lieder. Das alte Holzkreuz ist längst vermodert; die andachtsvolle Stimmung ist geblieben; denn die Schönheit dieser holden Waldeinsamkeit rührt jedes Menschenherz. Und so sind die zahllosen Sagen, die das stille Plätzchen umweben, nur Ausdrucksformen und berebete Zeugen für den Eindruck, den es hervorruft. Der eine läßt

die fromme Schwester betend niederknien; der andere erzählt vom eiferfüchtigen Schäfer, der seine Liebste erschlug, weil sie mit einem fremden Knecht getanzt hatte, ein dritter von der ehebrecherischen Bauersfrau Liese, die dort in Gemeinschaft mit dem Großknecht den eigenen Ehemann umbrachte; auch soll da eine stürzende Buche dem Pferd eines Bauern das Kreuz zerschlagen haben. Mancher will sogar das alte Holzkreuz mit eigenen Augen gesehen haben, erzählt von den drei letzten Nonnen, die im Walde beim Liesenfrüß in den drei Jungferngräben begraben wurden, und zeigt noch die Spuren im Walde, die der Wagen mit den Särgen hinterließ. Da verdorrte Gras, Strauch und Baum.

Von den Bächen, die von der neumärkischen Böschung zur Oder und zur Warthe hinabfließen, sei nur die Janze genannt, obwohl auch andere Würdigung verdienen. Aber die Neumark ist eine etwas spröde Schöne, die ihre Reize nicht jedem ohne weiteres offenbart. Die holde Waldeinsamkeit an der Grenze der Kreise Soldin, Landsberg und Friedeberg und weiter ostwärts hat eine Kehrseite: die Weltverlassenheit, und die Wege, die oft durch Länge zu ersetzen suchen, was ihnen an Güte abgeht, stellen an den Wandersmann Anforderungen, die das Mittelmaß nicht selten überschreiten. Doch ist die Janze schön; schöner noch sind die Forsten, die sie durchfließt, am schönsten aber trotz der ungepflegten Ufer die träumerischen Seen in der Bodensenke zwischen Berlinchen und der alten Wendensfeste Jantoch an der trägen Warthe. Die steilen, bergartigen Talränder des Warthebruchs zwischen Landsberg und Loppow neigen zur Schluchtenbildung, die das Entstehen periodisch herabstürzender kurzer Bäche gleich der eigenartigen Fläming-Rommeln begünstigen. Bei der ansehnlichen Breite des Bruches erscheinen die jenseitigen Uferländer im Sternberger Kreise mit ihren dunklen Wäldern in blauer Ferne, was zur Entstehung des Namens „das blaue Ländchen“ Veranlassung gegeben hat. In den walddreichen Gebieten bei Sternberg spielt die Sage vom unterirdischen Raubschloß im Quellgebiet der Silang. Dort verzehrten die Wegelagerer die Gefangenen, die das Lösegeld nicht aufreiben konnten, bis eines Tages die geraubte Magd einen Finger in der Suppe fand und nun die Bösewichter verriet. Zwar haben die braven Sternberger den Schlot, der als Schornstein aus der unterirdischen Küche ins Freie führte, noch immer nicht gefunden, wohl aber andere die Romantik der Landschaft an der oberen Silang entdeckt. Mehr noch bietet das herrliche Buchental der Schlaube südlich von Müllrose. Mit Recht hat man die Oberförsterei am Unterlauf „Siedichum“ genannt und dem Wort dabei einen anderen Sinn untergelegt als der Inschrift auf dem warnenden Stein im Walde bei Alt-Schadow: „Besser allein als in schlechter Gesellschaft!“ Am meisten besucht wird das Schlaubetal bei der Bremsdorfer Mühle, wo der Weg von Grunow nach Fünfeichen das Fließ überschreitet; aber es bleibt schön bis zum höchstgelegenen Quellteiche im Süden, wo bereits die alten Zisterzienser Fischzucht trieben. Ein so romantisches Gelände konnte ihnen ebensowenig verborgen bleiben wie der Seenzug, der sich von Ragel bis Erkner erstreckt und südwärts von der schönen Löchnitz begleitet wird. Nach Ragel verlegt die Volkssage das Grab des bekehrten Jatzko, und den Wirtschaftshof der Zisterzienser baut sie zu einem vom Wendenfürsten gestifteten Kloster aus. Die Löchnitz selbst bietet in ihrem wohlbekanntem Unterlauf liebliche Landschaftsbilder; weiter oberhalb wird das Gelände aber romantisch. Das

Stobberfließ, das ihr die Wasser des noch fast unwegsamen „Roten Luches“ zuführt, schneidet die Küstriner Heerstraße beim höchst einsamen Heidkrug. Zwischen ihm und dem sagemummwobenen Wirtshause „Wilder Mann“ breiten sich am Rande des Roten Luches prächtige Waldungen aus, die reich an malerischen Landschaftsbildern sind. Dort im Walde an der Stobber hauste vor fünfzig Jahren der märkische Rinaldini, der fürchterliche Karl Maasch, der seine Verbrecherausfahrt in der Neumark begann, wo man noch heute mit seinem Namen die Kinder schreckt. Aber auch am Heidkrug umwuchert schon die Sage die Erinnerung an den unheimlichen Menschen.

Das Stieflind unter den märkischen Flüssen und Bächen ist die Panke, die trotz guter Veranlagung wie ein schlecht erzogenes Kind vollkommen verwildert ist. Kümmerlich



Klosterkulne Lindow.

entwindet sie sich bei einer Wärterbude der Stettiner Bahn, dem mütterlichen Schoße der Erde; als elender Graben schleicht sie anfangs durch die Fluren, mehr als ungewaschen verläßt sie das sonst so freundliche Bernau. Da hat sie natürlich nicht mehr Lust, die Mühlen zu treiben, die sie früher in Bewegung setzte. Nur wenige glückliche Minuten sind ihr in ihrem kurzen Lebenslauf beschieden: im Park von Niederschönhausen zeigt sie, daß selbst ein so vernachlässigtes Wesen den Keim zu höherem in sich trägt. Doch am Bürgerpark von Pankow steht sie schon wieder abseits wie das Aschenbrödel, und in Berlin zwängt man die ungeratene wilde Schummel zwischen Steinmauern ein, ohne zu ahnen, wie ein Stadt- und Landschaftsbild durch ein munteres Wässerlein bei richtiger Pflege belebt werden kann. Denn munter ist sie; sie kann sogar stürmisch werden, wie ihre Überschwemmungen im Frühjahr 1839, wo sie das Wasserrad der Pankower Papiermühle mit forttrieb, und im April 1902 beweisen, als sie in der Frühlingsnacht schäumend



Kiefern im Bienenwald.

überschwoll. Nun trottet sie wieder gedankenlos dahin, und hier und da rauschen an ihren Ufern die Weiden wie an den Wasserflüssen Babylons.

Die Welse, deren Wellen mit leisem Geplätscher am alten Mäuseturm bei Bierraden grüßend vorüberziehen, die stolze Ucker, die ihre Wasser keinem anderen Strome anvertrauen mag, mit ihren schönen Seen, hinter denen in blauer Ferne die ehrwürdigen Türme von St. Marien zu Prenzlau auftauchen, die Plane und die Dahme mit ihren reizvollen Seenketten, der Rhin und die Dosse, sie alle melden sich hier zum Wort; sie und noch hundert andere verdienen unseren Dank; denn sie schmücken die märkische Heimat und flechten ihr leuchtende Silberfäden ins duftende Haar.

Aber auch die ruhende Schönheit unserer märkischen Seen will bewundert werden. Der Scharmüßelsee, das märkische Meer, ist von allen der größte, der Große Stechlin der tiefste und der Liepnitzsee bei Bernau der schönste. Den Scharmüßel überschaut man am besten von der gleichnamigen Eisenbahnstation am Südufer oder vom Bord eines Dampfers aus. Nicht ganz so gewaltig ist die Wasserfläche, die der Stechlin vor unsern Augen ausbreitet; dafür sind aber seine Ufer, namentlich bei Neu-Globsow schöner; auch umgibt ihn der Reiz der Sage. Am leichtesten ist der Liepnitzsee von Berlin aus zu erreichen, und in zwei Stunden ist er umwandert. Kein märkischer See zeigt auf so gedrängtem Raum eine solche Fülle malerischer Bilder wie er, namentlich das wellige Nordufer und das angrenzende Wald-

gelände, dem der schöne Regenbogensee als verlorenes Glied der Seenkette der „Heiligen Pfühle“ eingebettet ist. Eine Studienvorlage für Maler, wenn sie ihn fänden! Sein

Gegenstück ist der entzückende schilfumrahmte Kämmerersee am Kleinen Werder. Er will von oben her,



Biesenthal.

wo die Kastanien am Ugdorfer Wege vor dem Waldrande stehen, bewundert werden; dann erscheint seine unbewegte blanke Fläche wie ein Spiegel im Goldrahmen auf dem grünen Plan. Der Kleine Werder selbst, auf dem der Sage nach einst ein stolzes Schloß gestanden hat, und der Große Werder, die alte Fundstätte mannigfacher Altertümer besonders aus der Bronzezeit, auch das Südufer bieten vorzügliche Blicke über die weite Wasserfläche des Liepnissees. Am Nordufer aber hat Mutter Natur mehr Kleinmalerei betrieben, und fast nach jedem Schritt tauchen neue Bilder, völlig veränderte Szenerien vor unsern Augen auf, und zu keiner Zeit ruht hier die Kraft des künstlerischen Schaffens. Ergreifend wirkt die ernste Schönheit des Sees am Westufer, wenn bei sinkender Dezembernacht die dunklen Schatten zum Silberpiegel langsam herniedersteigen und bei starrendem Frost die Eisdecke berstend erkracht oder wenn der Herbst die Kronen der Buchen mit Farben vom hellsten Gelb bis zum dunkelsten Rostbraun schmückt. Doch wenn die Frühlingssonne auf den ersten goldiggrünen Buchenblättchen ruht, die noch halb verschlafen, krausgefaltet verwundert in die neue Welt schauen, dann geht der Herrgott selber durch den Wald. Und auch der Mensch! Was sich nie und nie begeben, hier wird's Ereignis. Hier rüstet am 12. Mai der einfache Landmann den Wagen, setzt die Lebensgefährtin darauf und fährt hinaus in die lachende Frühlingspracht, um sie zu genießen. Das ist die härteste Probe auf die Wirkung landschaftlicher Schönheit; denn Naturstimm ist ein Kulturprodukt!

Ringsum flüstern die Blätter im Walde viel alte Geschichten vom wüßt gewordenen Dorf, dessen Bewohner die Pest holte bis auf den letzten Mann, vom bösen „Wöllner von Eusdorf“, dem Landesverräter, von der Festung und vom „Toten Mann“ im Walde, und am Fließ qualt Pausback, der Frosch, wie zu Zeiten des ehrbaren Bernauer Dichters des Froschmäuslers. Wo einst die Brücke über den See zur Insel führte, bleibt noch heute das Netz des Fischers an den Pfählen hängen, und weiterhin im Walde lagerte 1432 eine Schar Hussiten, die dann von den Bernauern erschlagen wurde. Seitdem ist der Wegweiser rot vom Blut und der Boden ringsum blutwarm. Westlich vom Liepnissee führt eine prächtige, von Buchen beschattete Chaussee am Ufer des schönen „Oberen Sees“ nach Lanke. Unterewegs geht beim Kilometerstein 23,3 ein unscheinbarer Waldpfad hinauf zur Höhe, wo hinter dem Rande der „Komödiengarten“ in tiefster Verborgenheit liegt. Man erkennt noch die amphitheatralisch angelegten Rasenbänke und die Vertiefung des Sommertheaters, in dem der 1828 zum Generalintendanten ernannte Graf Redern Schauspiele aufführen ließ. Oftmals haben seitdem die Buchen gegrünt und im Herbst den bunten Teppich über den Waldboden gebreitet, und die einst hier lauschten, lachten oder sich rühren ließen, sind längst zu den Schatten eingegangen. Aber die Spielleute sitzen jetzt hoch oben in den Kronen und singen nach alter Melodie ihre Waldweisen. Doch die wenigen Spuren, die aus jener Zeit sich dort erhalten haben, genügen, uns ein Bild des geistigen Lebens und Strebens unserer Vorfahren hinzuzaubern und unsere Beobachtungen zu den allgemeinen Erscheinungen des Zeitalters in Beziehungen zu setzen, da einst Henriette Sonntag ihre lachenden Lieder sang und der „Freischütz“ ungeheure Beifallsstürme entfesselte. So lugen aus der malerischen dunklen Buchenschlucht des märkischen Waldes

allerlei Gestalten auf, und überall verknüpft sich der Reiz der Natur mit Erinnerungen. Malerisch ist auch der Hellsee; aber einen Reiz hat er verloren, seit das Rad der uralten Mühle stillsteht.

Prächtige tiefgründige Seen, deren Farbe oft an die der Alpengewässer erinnert, finden sich westlich vom Großen Stechlin und schieben ihre Vorposten bis hart an die Wittstoder Chaussee bei Zechlin vor, wo man auf den tief unten liegenden Wasserspiegel unmittelbar hinabschaut. Viele sind nicht ganz ungefährlich; das kommt in der volkstümlichen Anschauung zum Ausdruck, nach welcher sie in jedem Jahre ein Opfer fordern. Auf dem Grunde des herrlichen Großen Wummsees erblickt man am Johannistage sogar eine ganze Stadt, die hier einst versank. Auch ostwärts vom Stechlin liegen zahlreiche schöne Seen; ihre Wellen bespülen fast die Straße im lieblichen Pian, sie umschließen das märkische Interlaken, Lychen, von allen Seiten und bilden einen Schmuck Templins. Aber der Preis gehört doch dem großen, langgestreckten Werbellin mit den prächtigen Buchenwäldungen am Südufer.

„Wie ein Gottesauge glänzet,
Drüber dunkle Brauen glüh'n,
Liegt, von Berg und Wald betränzt,
Märchenhaft der Werbellin.
Well auf Welle rinnt zur Stunde;
Mond vollendet seinen Lauf;
Aus versunkner Stadt im Grunde
Läuten Glocken dumpf herauf.“

Er überstrahlt den benachbarten runden schönen Grimnitzsee, der neben ihm nicht recht zur Geltung kommen kann. Die Ackerseen mit dem rätselhaften Schlackenwall, auf dem sich „schwimmende Steine“ finden, gehören zu den Reihenseen, die in der Mark häufig vorkommen, in der Prignitz, bei Neuruppin, am Rande des sagenumwobenen Blumenthalwaldes (Samengrund) und so weiter. An den Ufern der neumärkischen Seen erheben sich die altertümlichen Bauten verträumter Kleinstädte und verschönern das Landschaftsbild, das jedoch bei Soldin durch den üblen „Wasserkopf“ beträchtlich gestört wird. Auch in anderen Gegenden, zum Beispiel im Havellande, hat die Sorge um die Bewässerung derartige Wassertürme zustande gebracht, deren Geschmacklosigkeit nicht überboten werden kann. Sonst ist in der Neumark alles beim Alten geblieben, und am schönen Wendelsee bei Lippehne bemerkt man beim Morgengrauen noch heut wie am 14. Juni 1842 die Pferde, die zur Schwemme geritten werden. Nur der Denkstein ist hinzugekommen, der uns meldet, daß am genannten Tage Otto von Bismarck an dieser Stelle den Landwehrreiter Hildebrand aus den Fluten rettete. Der Wasserreichtum der Mark hat im Laufe der Jahrhunderte durchweg abgenommen und das Landschaftsbild vielfach verändert. Auch Bäche und Seen altern und sterben, und die neuen Kanäle dürfen nicht immer als genügender Nachwuchs und Ersatz angesehen werden, sofern das Landschaftsbild in Betracht kommt. Ein großer Teil der Wassermühlen ist verschwunden und mit ihnen die Mühlenpoesie. Der Wasserspiegel der Seen hat sich seit hundert Jahren vielfach erheblich gesenkt.



Im Spreewald.

so beim Liepnitzsee schälungsweise um vierzig Zentimeter, und wo früher in den Ausbuchtungen, den sogenannten „Stadthälften“, der Fischer seine Netze warf, weht jetzt der Mäher seine Sense. Wie einst das Eis der Gletscher abtaute, schwindet nun das Wasser dahin. Noch deutlicher tritt die Wasserabnahme in den Niederungen, besonders in der mittelmärkischen Bruchzone, zutage, die mit dem Oberspreewald beginnt. Der Spreewald

wald bildete früher offenbar ein gewaltiges Seebecken, dessen Wasserspiegel allmählich sich senkte. Die Menschen rückten mit ihren Siedlungen stufenweise nach; darum macht man an den höchsten Stellen des Randgebietes Gräberfunde aus der ältesten vorgeschichtlichen Zeit und an den tiefsten solche aus der jüngsten. Das beweist die gewaltige Veränderung des Landschaftsbildes in vorgeschichtlicher Zeit. Jetzt ist die Besiedlung schon bis ins Innere des Gebietes vorgedrungen, nachdem das Wasser sich „an besondere Örter“ gesammelt hat. Es durchfließt jetzt ein Kanalsystem, dessen äußere Grenzlinie eine riesige 8 beschreibt. An dem Schnittpunkt, wo sich Ober- und Unterspreewald scheiden, mußte daher der erste Übergang versucht werden, die älteste Handelsstraße die zwei Kilometer breite Einschnürung überschreiten und eine Handelsstadt entstehen: Lübben. Darum ist der alte sächsische Postmeilenstein am Eingang zum Stadtpark ihr vornehmstes Wahrzeichen; es erinnert sie an den einst blühenden Verkehr auf der Frankfurter Heerstraße, uns aber an eine Stufe der fortschreitenden geologischen Entwicklung und an die Veränderungen, die sich für das Landschaftsbild ergaben. Der wenig bewaldete Oberspreewald, der Sitz des absterbenden Wendentums, wird heute von vielen Ausflüglern besucht; denn er besitzt noch fremdes volkstümliches Leben in Sitte, Sprache und Tracht und ist von Lübbenau aus sehr bequem zu erreichen. Landschaftlich bietet der bewaldete Unterspreewald mehr; aber er ist abgelegen und entbehrt der volkstümlichen Eigenart. Fast in der Verlängerungslinie der Richtung der Spree im letzten Abschnitt ihres Laufes liegt das havelländische Luch, dessen entsprechende natürliche Verlandung, beschleunigt durch die Urbarmachung im achtzehnten Jahrhundert, früher eintrat als die des Spreewaldes. Sie ist sogar zu einem gewissen Abschluß gelangt. Das Bruch ist größtenteils zum Luch geworden; doch im Brieselang füllen sich in jedem Winter und Frühjahr die niedrigen Wiesen und Lanfen mit Wasser,

und im glänzenden Spiegel beschauen sich malerische Birken. Der Brieselang ist ein reizvolles Gelände; aber auch die weiten Flächen des Luches haben ihre eigenartige Schönheit, die Hans Hoffmann in seiner Novelle von der „Stillen Pauline“ trefflich geschildert hat. Bereits die Königin Luise, eine Naturschwärmerin, die besonders die Schönheiten des Havellandes zu schätzen wußte, liebte den Blick über das Luch, und noch vor fünfzig Jahren zeigte man auf dem hohen Mühlenberg bei Berge westlich von Nauen einen Holzblick, auf dem sie wiederholt gesessen hatte, um von hier aus das grüne Luch zu betrachten.

Von eigenartiger Schönheit sind die Bilder, die das entlegene Hohe Bruch nordwestlich von Oranienburg vor unseren Augen entrollt. Vergessen an einer Waldecke liegt da vor ausgedehnten Wiesenflächen die kleine Siedlung, die nur „Verlorenort“ heißen kann und auch so benannt ist. Selbst der Tod, der sonst alle findet, scheint diesen Winkel übersehen zu haben, wo es weder eine Kirche noch einen Kirchhof gibt. „Wir sterben hier nicht“, äußerte einst die Krugwirtin gelassen, „nur vor zwölf Jahren ist einmal ein Junge in den Kanal gefallen!“ Der Scherz ist immerhin bezeichnend für die Weltvergessenheit des Orts. Aber die Poesie hat ihn doch nicht vergessen und die Schönheit auch nicht. Jenseits des Ruppiner Kanals liegen auf demselben grünen Plane zwischen Busch und Strauch die großen Einzelhöfe der stolzen „Erbstüzer“ von Hohenbruch, dem Ausgangspunkt der märkischen Kolonisation im großen Stil seit 1711. Die Natur kommt dort selbst im Frühling mit wenig Farbentöpfen aus: grün sind die Büsche, grün die Bäume und grün die endlosen Wiesen bis zur fernsten Ferne, wo alles im bläulichen Schimmer verschwimmt. Aber „wenn der Flieder blüht“, unter dem die Toten neben der Kirche schlafen, dann wirkt das Festtagsgewand der hochragenden Sträucher darum um so lebhafter und malerischer, wie auch dort in der Einsamkeit der Ton der Nachtigall vernehmlicher klingt.

Mit dem Begriff des Luches ist das Auftreten seines Charakterbaumes, der Weide, untrennbar verknüpft, die überall Gräben, Wege und Stege begleitet, und wo sie als Einzelbaum ohne Gängelband sich nicht auf die freie Bruchwiese hinauswagt, tritt die knieholzartige Werft für sie ein. Aber auch die Pappel kommt häufig vor; die



Rannmühle im Spreewald.

vornehmere monumentale Pyramidenpappel will gesehen werden; sie pflanzt sich lieber an viel begangenen Verkehrswegen auf und trägt dann großzügige Linien in das Landschaftsbild ein. Im Bruchland gedeiht auch die schlanke Erle und ebenso die knorrige Eiche. Obwohl sie in hervorragenden Exemplaren namentlich im Havellande auftritt und auch zum Beispiel im Krämer, bei Finkenkrug und in der Dubrow am prächtigen „Hölzernen See“ hübsche Wälder bildet, ist sie mit ihren eckigen, nervösen Formen keineswegs der Baum der Mark; vielmehr paßt sich dem welligen Gelände die elegante Buche mit den bogenförmig ausladenden Zweigen an. Zu ihr fühlen wir uns bei Sonnenschein und im Gewittersturm mehr hingezogen, und keinem Baum werden mehr süße Geheimnisse anvertraut als ihr, mehr als ihrer Rinde zuweilen zuträglich ist. So entstand der Name „Bunte Buche“ für einen derart verstümmelten Baum bei Eberswalde, weil nicht nur einer auf den unglückseligen Gedanken kam, „es in alle Rinden zu schneiden“, sondern alle über den einen armen Baum herfielen. Von den rund dreizehntausend Quadratkilometern, die in der Mark mit Wald bedeckt sind, kommen indessen nur tausend auf den Laubwald. Immerhin ist die Mark noch reich an schönen Buchenwäldern. Sie kommen vor bei Bernau, im Blumenthal bei Strausberg, bei Freienwalde und Eberswalde, bei Neuruppin, in der Wittstocker Stadtheide, in der Brandtschen Heide südwestlich von Wiesenburg, am Stechlin, in der Menzer Forst, wo Eichen und Buchen gemischt auftreten, im Granzower Forst in der Uckermark, im Sarnow bei Oranienburg, am Werbellin, an der Schlaube, bei Lagow, östlich von Brandenburg und so weiter. Doch nehmen die Kiefernheiden einen zwölftmal so großen Raum ein, und schon deswegen ist die Kiefer der Charakterbaum der Mark. Aber sie hat auch aus anderen Gründen Anspruch auf diesen Titel. Denn kein Waldbaum ist so reich an Farben und Formen wie sie. Ihr Grün wirkt belebender als das der dunkleren fremden Tanne, und es gibt in der märkischen Natur keine entzückendere und einfachere Farbewirkung als die, welche durch das Grün-Weiß entsteht, wenn frischgefallener Schnee auf Kieferngrün im Sonnenglanze ruht. Künstler mögen es versuchen, diese Farbmischung zu treffen! Auch das fröhliche Rot der hohen Stämme sticht vorteilhaft ab von der Farbenarmut der Tanne, noch mehr aber der Formenreichtum der Stämme und Zweige von der steifen Gleichförmigkeit anderer Nadelhölzer. Vielgestaltige Kiefern kommen besonders im Lübbener Brand und im Karz bei Wannsee vor. Eigenartige Formen nimmt zuweilen der Wipfel der Einzelbäume an. Die Kiefer, die auf dürrer Boden oft den schönsten Wald bildet, ist ein Bild des Märkers selbst, der sein Land der Kultur erschloß, also im höchsten Sinne der heimatische Charakterbaum. Auch der Kieferwald hat seine Poesie. Da liegt eine Stunde westlich von Lychen mitten in der Heide ein „toter Kirchhof“, der des ehemaligen Dorfes Castaven. Dort schlummert unter märkischen Kiefern die ganze stille Dorfgemeinde, was sich einst liebte und was sich haßte, und die Waldblumen, die über die verfallene Mauer stiegen oder durch das offene Tor ihren Einzug hielten, blühen darüber hin. Und wo einer auf einsamem Wege im Walde erschlagen wurde, da ist es fast immer eine Kiefer, die das eingehauene Kreuz trägt und die Erinnerung festhält. Darum weiß die Kiefernhede auch viele alte Geschichten zu erzählen. Gastrfrei gewährt sie manchem Gefräuch Unterschlupf, so dem steifen Wacholder, der dann als Waldhüter Posten steht und

im Halbdunkel gern Furchtsame erschreckt. Und wo bleibt der märkische Schnee? Wo streckt des heiligen römischen Reiches Streusandbüchse?

Wiese, Wasser, Sand,
Das ist des Märkers Land
Und die grüne Heide,
Das ist seine Freude.

Es gibt also noch märkischen Schnee; denn man hat ihn nicht nur verspottet, sondern sogar besungen, und die Geologen beweisen uns überdies, daß er vorzugsweise meist im südlichen Teil der Mark auftreten muß, während im Norden der Geschiebelehm vorherrscht und in der Mitte beide sich das Gleichgewicht halten. Zumeist ist er verschwunden unter Rasen und Waldbäumen. Aber „wenn in Werder die Kirschen blühen“, sieht man noch weiße Sanddünen und darüber ein duftendes Blütenmeer, das märkische Kraft und Ausdauer aus märkischem Schnee hervorzuberte. Wo in der Welt trüge dürrer Boden edleres Gewand? Und wo der Sand nur Kiefern nährt, da tut er seine Schuldigkeit vollauf, da ist er der beste Schutz des märkischen Waldes.

Wir sind gewöhnt, die heimatische Landschaft als etwas im großen und ganzen Unveränderliches anzusehen. Es ist aber eben gezeigt worden, wie sie sich bereits in vorgeschichtlicher Zeit verändert hat, und wir wissen, daß auch in der geschichtlichen solche Veränderungen eingetreten sind. Werden durch diese Entwicklung die idealen Werte für unser Geistes- und Gemütsleben, die in der heimatischen Natur ruhen, geschädigt oder vernichtet, so verliert damit auch der natürliche Quell der Erfrischung und Erneuerung, dem wir die Spannkraft verdanken, die der Kampf um die Güter der Erde fordert. Wir sind dann den Aufgaben nicht mehr gewachsen, was wir von unsern Vätern erben, zu erwerben, um es zu besitzen. Auch so sind Natur und geschichtliches Leben untrennbar verbunden. Was ist Vaterland? fragt Alexis. Die Scholle Sand unter unsern Füßen? Der Wind verweht sie. Sind es die rauschenden Wasser? Sie gehen alle ins Meer. Die Wolken segeln, und dieselben Sterne blinken auf dich nieder am Ural wie am Fuße der Alpen. Die Geschlechter der Menschen? Sie wachsen und welken. Das Vaterland erklärst du nicht, aber du fühlst es. Doch hat der Heimatbegriff seit den Tagen des Alexis sich vertieft und greifbarere Züge gewonnen; er wurzelt nicht mehr allein in schwankenden Gefühlen, sondern auch im festen Bewußtsein. Wir bekennen uns klar und bestimmt zum Geist unserer Geschichte und zu dem Werk der Großen, die auf dem Boden der Mark das Preußentum großzogen und der segensreichen Himmelstochter, der heiligen Ordnung, hier eine Heimatstätte anwiesen. Mit diesem Preußentum wollen wir stehen oder fallen, leben oder sterben. Diesen Geist wollen wir in uns verkörpern und überall zum persönlichen Ausdruck bringen. Das geht über die Grenzlinie flüchtiger Empfindung hinaus. Der Quell der dichterischen Volksseele sprudelt am lebendigsten an landschaftlich ausgezeichneten Punkten; darum verbinden sie uns mit ihr. Ebenso ist die Mark der

Schauplatz entscheidender geschichtlicher Ereignisse und die Stätte der Wirksamkeit unserer großen Männer von den Tagen der Großen Kurfürsten bis auf Otto von Bismarck. Wo vernehmen wir deutlicher den Hauch ihres Geistes als gerade hier? Auch geschichtliche Vorgänge und bedeutsame Entscheidungen sind an den sichtbaren Schauplatz geknüpft, an dem sie sich ereigneten. Darum ist die Mark der Kristallisationspunkt, das Herz des deutschen Vaterlandes. Überall und immer aufs neue wirft die Heimat die Fragen auf, die unsere Entwicklung bedingten, und überall verknüpft sich mit dem Schauplatz ihrer Entscheidung der Zauber landschaftlicher Reize. Darum grüß dich Gott, Heimat!

Blaue Havel, Grunewald,
Grüß mir alle beide,
Grüß und sag, ich käme bald,
Und die Tegler Heide!



Samenlee bei Straußberg.